

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten)

(Fortsetzung.)

Am nächsten Sonntag vormittag machte Spalding Graf Kinter einen offiziellen Besuch. Diese erste Besuche beschränkte sich aber nicht auf die üblichen zehn Minuten; man geriet sofort in ein sehr animiertes Gespräch über Fachangelegenheiten. Graf Kinter fragte Werner direkt um Rat wegen Anlage einer Anstalt zum Kösten von Blinden. Werner hatte als Bergreferendar auf einem solchen Werke gearbeitet und konnte mit guten Ratschlägen und einer Menge statistischer Daten sofort zur Verfügung stehen. Der Besuch dehnte sich auf anderthalb Stunden aus, und die beiden Fachleute freundeten sich an, wenigstens war zwischen ihnen ein lebenswürdiger und intimer Verkehr für die Folgezeit garantiert.

Der Graf erwähnte, daß er noch für denselben Tag zu den Damen in Saarbrücken geladen sei.

„Die Einladung habe ich schon seit vierzehn Tagen, und es handelt sich nicht allein um das Frühstück, sondern auch um etwas Musik. Ich beabsichtige natürlich, Sie sofort für unsern Musikverein anzuwerben. Ich hoffe, Sie sind einigermaßen musikalisch.“

„Nun, so viel, wie man für das Haus braucht,“ antwortete Werner; „in Amerika habe ich mir das Pflöckchen angewöhnt, gedehnte es aber hier natürlich nicht zu treiben.“

„Im Gegenteil, Sie werden mit Ihrem Pflöckchen hochwillkommen sein, wenn große Orchesteraufführungen im Musikverein stattfinden. Wir haben in vierzehn Tagen eine Aufführung, zu der ich Sie jetzt schon einlade, und ich hoffe, Sie werden mir keinen Korb geben, denn Sie sollen bei dieser Gelegenheit eingeführt werden. Der Musikverein ist gewissermaßen der Mittelpunkt unserer Geselligkeit. Es gibt ja noch einen zweiten Verein, einen Reit- und Jechverein; aber der ist exklusiver, weil es dort wirklich auf Reiten und Jechen ankommt. Beim Musikverein dagegen gibt es auch schweigende, sogenannte befördernde Mitglieder, und alles, was sich zur Gesellschaft des Industriebezirks zählt, gehört dem Musikverein an.“

„Ich habe auch ein gewisses Talent, um Lieder am Klavier zu begleiten. Als Student, ja als Bergreferendar hat man mich damit häufig in Anspruch genommen.“

„Bravissimo!“ rief Graf Kinter. „Ich bin also in der Lage, in Ihnen unserer verehrten Vorsitzenden Frau Barbara Glover ein sehr wertvolles Mitglied zuzuführen.“

„Frau Barbara Glover ist die Vorsitzende?“

„Ja, man betrachtet das hier als ganz selbstverständlich, denn sie ist die tonangebende Dame. Sie versteht auch viel von Musik. Sie ist die Dirigentin der Damenabteilung, und ich fahre zu Fräulein Buchwald, um mit ihr für die nächste Chorprobe zu üben. Frau Barbara Glover hält näm-

lich sehr strenges Regiment und verlangt von den Damen, die im Chor mitsingen, nicht nur volle Hingabe an die Kunst, sondern auch strengste Disziplin.“

Den ganzen Sonntagnachmittag verbrachte Werner Spalding mit der Skizzierung der automatischen Walzenstraßen, nach der im Bureau die Zeichnungen entworfen werden sollten. Stundenlang saß Werner über das Reißbrett gebeugt oder am Schreibtisch, mit den Berechnungen von Walzenkalibern und Zahnrädern beschäftigt. Dann erledigte er einige Privatkorrespondenz und ging zeitig zur Ruhe. Um sechs Uhr machte er am Montag seinen Morgenritt und um acht Uhr war er im Bureau der Theresien-Hütte. Es waren reichlich Bestellungen eingegangen, eine gewaltige Korrespondenz war am Montag mit Hilfe der Stenographen zu erledigen. Dann machte Werner den üblichen Rundgang durch das Walzwerk und durch den Raum, in dem die Martin-Ofen standen, besichtigte das Fortschreiten der Bauten bei der elektrischen Schmelzanstalt und kehrte mit Inspektor Lenke, der ihn begleitet hatte, wieder nach dem Bureau zurück.

Im Laufe der Woche machte Graf Kinter seinen Gegenbesuch. Auch erfuhr Spalding gelegentlich, ohne danach zu fragen, aus welchem Grund sein Vorgänger, Direktor Franz, seine Stellung hatte verlassen müssen. Die Hütte war in munterem Zustand; die Besitzer der Hütte hätten also mit ihm durchaus zufrieden sein können, und dennoch war ihm eines Tages gekündigt worden.

Direktor Franz hatte sich in seine Chefin verliebt, und da sie ihm immer sehr freundlich entgegenkam, hatte er sich zu einem Heiratsantrag verleiten lassen. Er wurde abgelehnt, machte aber doch noch einen Annäherungsversuch. Darauf verließen die Damen und kehrten erst zurück, nachdem Direktor Franz schon eine neue Stellung in Ober-schlesien angetreten hatte.

3. Kapitel.

Nach einigen Tagen kam Kersten und lud Werner ebenfalls zu der Aufführung des Musikvereins ein.

„Sie sind ja musikalisch, soviel ich weiß. Aber auch wenn das nicht der Fall wäre, müßten Sie als beförderndes Mitglied eintreten. Der Musikverein ist hier nun einmal der Mittelpunkt der Geselligkeit, und es liegt in Ihrem Interesse, sich so rasch wie möglich mit der Gesellschaft bekannt zu machen. Nebenbei bemerkt, herrscht auch ein ehrliches künstlerisches Streben in dem Verein, durch das man unwillkürlich mit fortgerissen wird. Ich selbst streiche im Orchester das Cello, was ich mir noch vor einigen Jahren nicht hätte träumen lassen. Aber die Begeisterung hat auch mich gepackt; ich habe meine Jugenderinnerungen hervorgehoben, habe wieder fleißig Cello geschabt, und heute arbeite ich im Orchester mit, als ob ich dafür bezahlt würde. Es ist für unsere Gegend ein Glück, daß hier, wo das Materielle durch die Industrie so sehr zur Geltung kommt, auch ein Stück Idealismus durch den Musikverein gewahrt wird.“

Spalding sagte zu, ohne lange Einwendungen zu machen. Das war dem Geheimrat lieb, denn er hatte es eilig. Er hatte die Nachricht erhalten, daß sein Sohn, der bei der Schutztruppe in Ostafrika stand, nicht unbedenklich erkrankt sei, und er fuhr von Spalding direkt zur Post, um an das Konsulat zu depeeschieren.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Werner machte einen weiten Ritt am frühen Morgen und war vormittags gegen elf Uhr wieder in Minterfelde. Graf Minter hatte ihn wohl kommen sehen, denn er war vor der Tür, als Werner vom Pferde stieg.

„Ich belege Sie gleich mit Beschlag; Sie bleiben zum Frühstück und zum Diner bei mir. Machen Sie keine Anstände, wir sind beide ganz allein. Ich tue es aus kraffen Egoismus. Ich will Ihnen meine Werke zeigen, soweit sie am heutigen Sonntag im Betrieb sind, und ich will von Ihrer Unterhaltung und Ihrer Kritik profitieren. Ich hoffe, Sie sind nicht durch anderweitige Engagements in Anspruch genommen.“

„Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete Werner.

„Ich vermutete das,“ meinte Graf Edmund, „weil auch der Geheimrat heute Tischgast in Saarkirchen ist.“

„Der Geheimrat ist ein alter Freund des Hauses, der wie ein Verwandter betrachtet wird,“ sagte Werner.

Graf Edmund schien eine Bemerkung auf der Zunge zu haben, unterdrückte sie aber.

„Ich sehe es Ihrem Pferde an, daß Sie einen weiten Ritt gemacht haben. Sie werden hungrig sein, also erst das Materielle, erst das Frühstück; dann Werkbesichtigung, dann eine nicht zu kleine Fachsimele, dann das Diner und danach eine gemüthliche Plauderei. Das wollen wir als Programm festhalten. Sie sehen, ich verfüge über Sie, als wären wir alte Freunde. Aber wir haben durch unseren Beruf so viele Berührungspunkte miteinander, daß es mich aufrichtig freuen würde, mich Ihren Freund nennen zu dürfen.“

Der Sonntag in Minterfelde verlief wirklich sehr anregend. Graf Edmund zeigte sich als ein ebenso lebenswürdiger Mensch wie kluger Geschäftsmann. Er hatte einen starken kaufmännischen Zug in seinem Charakter und verstand es, Konjunkturen voraus zu ahnen und die Verhältnisse klar zu beurteilen. Werner zweifelte nicht daran, daß die Bemerkung, die der Geheimrat bei der ersten Begegnung mit Minter auf der Chaussee nach Saarkirchen gemacht hatte, sich erfüllen würde, nämlich, daß Graf Edmund schließlich ein gewaltiges Vermögen erwerben würde. Dabei gab sich der Graf ebenso bescheiden wie lebenswürdig und natürlich.

Als am Abend Werner sein Pferd bestieg, konnte er sich sagen, daß er wirklich mit diesem strebsamen, zielbewußten Manne eine aufrichtige Freundschaft geschlossen hatte.

„Also auf Wiedersehen Dienstag abend,“ lauteten die letzten Worte des Grafen; „vergessen Sie ja nicht, in den Musikverein zu kommen, und seien Sie recht pünktlich.“

„Natürlich Gesellschaftsoiette,“ sagte Werner.

„Ja, steigen Sie nur in Ihren Frackanzug. Es ist eine Festschmückung, und Sie sind zum erstenmale da. Reiten Sie geradeaus über Saarkirchen; Sie haben bessern Weg, und ich glaube, Sie sparen ein paar Kilometer gegen den Weg über Dasburg. An einem Sonntag abend ist soviel Trubel und Standal auf der Straße von Dasburg, daß es sich schlecht dort reiten läßt. Ihr Pferd hat jetzt stundenlang im Stall gestanden und ist etwas unruhig. Wenn Sie nach Norden, direkt nach Saarkirchen, reiten, haben Sie vortrefflichen, glatten Weg, und von Saarkirchen nach Ihrer Wohnung kennen Sie ja den Reitweg am Birkenwäldchen entlang ganz genau.“

Die elf Kilometer Wegs von Minterfelde bis Saarkirchen waren bald zurückgelegt, und Werner kam am Parke des ehemaligen Schlosses vorbei. Er sah die Fenster im Erdgeschoß des Schlosses erleuchtet. Der Geheimrat war wohl noch Gast der Damen; vielleicht waren auch noch andere Gäste vorhanden.

„Es freut mich nur, daß man mich nicht auch zu der Gesellschaft geladen hat,“ sagte sich Werner, „und daß man mich überhaupt mit Einladungen verschont. Ich will wenigstens die Sonntage ganz und gar für mich haben und werde gottesfroh sein, wenn man mich völlig in Ruh läßt. Es ist immer ein zweifelhaftes Vergnügen, im Hause seiner Vorgesetzten zu verkehren, noch dazu, wenn es sich um eine Dame handelt. Je weniger ich mit der Chefin zu tun

habe, desto besser. Wirklich, das arme Weib tut mir leid! Sie hat doch auch Anspruch darauf, von einem Manne geliebt zu werden und Lebensglück zu genießen. Aber wie ein Verhängnis steht vor allem, was diese Dora Buchwald glücklich machen könnte, jedenfalls der Gedanke an ihren Neichthum. Jeder heiratsfähige Mann, der ihr naht, muß ihr verdächtig sein. Sie muß zur Bestimmten und Menschenverächterin werden. Was mag sich schon an sie herangedrängt haben, wie viele Männer mag sie von der schlechtesten Seite kennen gelernt haben! Entweder wird sie auf alles Familienglück verzichten müssen, oder sie wird einmal einen unüberlegten, vielleicht verzweifeltsten Schritt tun und einem Lumpen in die Hände fallen, der sie unglücklich macht. Sie verdiente wahrlich ein besseres Schicksal. Welch ein entzückendes, sonnenhelles Lächeln hatte ihr Gesicht. Und durch die harte Schule des Unglücks ist sie auch gegangen. Umso mehr hätte sie Anspruch auf Glück.“

Diese Gedanken spann Werner noch weiter aus, als er sich in seiner Wohnung befand und hier noch bei einer Zeigarre ein Buch las. Der Sonntagabend war ein für allemal der eingehenden Lektüre von literarischen Neuerscheinungen der verschiedensten Art gewidmet.

Der nächste Morgen, der Montag, brachte eine Ueberraschung. Als pünktlich um 8 Uhr Werner sein Bureau betrat, fand er Inspektor Lenke neben seinem Schreibtisch stehend, und der Inspektor machte ein so feierliches Gesicht, daß Werner sofort mit Recht vermutete, es sei irgend etwas vorgefallen. Nachdem Werner Hut und Ueberzieher abgelegt hatte, wendete er sich zu Lenke mit den Worten:

„Sie haben gewiß eine eilige dienstliche Sache.“

Lenke verbeugte sich und sagte feierlich:

„Es ist allerdings eine dienstliche Sache, aber ich darf wohl sagen, es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen meine besten Glückwünsche auszusprechen, und ich gebe viel darauf, daß ich der erste bin, der Ihnen Glück wünschen darf.“

„Was ist denn los, lieber Inspektor?“ fragte Werner lustig. „Wozu diese feierliche Miene, und wozu gratulieren Sie mir denn? Ich habe doch, so viel ich weiß, heute nicht Geburtstag.“

Mit feierlicher Geste wies Lenke auf den Arbeitstisch Werners, auf dem geordnet die Posteingänge lagen, welche der Direktor selbst öffnen sollte. Oben auf diesen Postfächern lag ein Brief mit der Adresse: „An den königlichen Berg- rat Herrn Werner Spalding, Theresien-Hütte bei Dasburg.“

Der Brief trug das Siegel der Oberberghauptmannschaft in Berlin.

Werner betrachtete den Brief erst sorgfältig. Dann schnitt er ihn mit dem Brieföffner auf und entnahm ihm die Mitteilung, daß er durch königliche Entschliebung zum Berg- rat ernannt sei. Es handelte sich um nichts als um eine Titelverleihung, die aber doch jedenfalls angenehm war und dadurch besonders wertvoll wurde, daß sie früher erfolgte, als Werner nach dem Turnus erwarten durfte. Er reichte Lenke die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen herzlich, mein werter Herr Inspektor. Es ist eine Ueberraschung für mich, ich habe wirklich noch nicht geglaubt, Berg- rat zu werden. Ich verdanke das wohl meinem Buch über die nordamerikanische Stahlindustrie. Nochmals herzlichsten Dank, nicht nur für Ihre Glückwünsche, sondern auch für die Art und Weise, wie Sie mir dieselben übermittelt haben. Erhalten Sie mir Ihre gute Gesinnung und Freundschaft, mein werter Herr Inspektor. Sie wissen, es liegt mir viel daran, mit meinen Mitarbeitern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen.“

„Das wissen wir alle, Herr Berg- rat,“ antwortete Lenke, „und die Freude sämtlicher Beamten, auch der Arbeiter, die bereits von Ihrer Beförderung Kenntniss haben, ist groß und aufrichtig. Ich erlaube mir, die Bitte vorzutragen, daß Sie die Beamten sämtlich nacheinander oder gruppenweise empfangen. Sie haben alle das Bedürfnis, Ihnen Glück zu wünschen, und auch die Arbeiter haben mir den Wunsch geäußert, eine Deputation zu schicken.“

„Ich stehe Beamten und Arbeitern gern zur Verfügung,“ antwortete Werner; „es liegt mir nicht etwa an der Ehrung, sondern an der freundlichen Gesinnung. Die ist in einem Betrieb mehr wert als alles andere.“

Die Beamten aus dem Betriebe und aus den Bureaus traten gruppenweise ein und sprachen ihre Glückwünsche aus. Schließlich kam eine Deputation der Arbeiter unter Führung des ältesten Oberschmelzers Wolter vom Martin- Werk; und ihnen allen dankte Werner mit Händedruck und

schlichten, herzlichen Worten. Dann erst kam er dazu, sich über seine verfrühte Beförderung zu freuen. Er machte telephonisch dem Geheimrat Kersten Mitteilung davon, und dieser antwortete ihm durch den Apparat:

„Ich habe die Beförderung schon seit einigen Tagen erwartet. Ich wußte, daß man Sie außer der Tour zum Bergkat machen wollte. Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch, und kommen Sie morgen abend zum Musikverein, damit wir dort gleich die Sache abmachen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Ernst von Schuch †.

Es war im Jahre 1869. Theodor Lobe, damals Direktor des Breslauer Stadttheaters, war nach Wien gereist, um dort eine Anzahl von Sängern zu hören. Im „Kof“ sah er mit dem Theateragenten Landvogt und wollte mit der Prüfung beginnen, als es sich herausstellte, daß man keinen Klavierbegleiter zur Hand hatte. Guter Rat war teuer: woher im Augenblicke einen fähigen Korrepetitor nehmen? Da griff der vieljährige Theaterdiener ein, indem er die Herren auf einen jungen Studenten aufmerksam machte, der sehr gut Klavier spiele und jede Partitur lesen könne — der werde gewiß die Damen begleiten können. Man geht auf die Suche nach dem jungen Herrn, und bald war er gefunden, denn er saß gerade im Café gegenüber. Es war ein schlankes, bewegliches Studentchen, ein Grazer, Jurist in frühen Semestern, hieß Ernst Schuch, setzte sich auf Lobes Einladung ohne Bögen ans Klavier und begleitete der Dame die „Dheron“-Arie ganz vorzüglich; ja, noch mehr: da sie ihr unbequem lag, so transponierte er sie um einen Ton. Lobe war verblüfft und machte dem jungen Studenten den Vorschlag, mit ihm nach Breslau zu gehen und in den Verband seines Theaters einzutreten. Der antwortete niedergeschlagen: „Ich täts schon, aber ich darf nicht, die Eltern wollens partout nicht.“

Nein, die Eltern wollens nicht. Ihr Ernst hatte schon in der Grazer Heimat immer Musik getrieben und alle seine Interessen drehten sich um die Musik, sie aber wollten einen Juristen aus ihm machen. Ob nun aber das Erlebnis mit Lobe schließlich doch die Entscheidung gegeben hat, oder ob andere Umstände mitgewirkt haben: genug, ein paar Monate später stand Schuch in Breslau vor Direktor Lobe und teilte ihm mit, daß er sich ganz der Frau Musica in die Arme geworfen habe. So begann er seine theatralische Laufbahn in Breslau, um sie dann in Würzburg und Graz fortzusetzen. In Graz hatte er unter Schweighofer hauptsächlich Operetten zu dirigieren und erwarb sich dabei eine seltene praktische Übung und Fertigkeit. Hier hörte ihn Pollini, der große Opernmacher jener Zeit. Dörte ihn und nahm ihn alsbald mit sich auf seine große Künstlerrundfahrt mit der italienischen Oper. In Pollinis Wandertuppe sangen Meister, wie die Artôt, Masi, Poffi und Padilla, und hier war es, wo der feurige junge Kapellmeister tief in Geist und Wesen der italienischen Oper eindrang, die er, wie die Artôt von ihm sagte, „wie ein Gott“ dirigierte. Auf dieser Wanderschaft kam die Pollinische Gesellschaft auch nach Dresden. Das war im Jahre 1872, und sie gab dort den „Barbier von Sevilla“. Das war nun nicht gerade eine neue Oper, aber denen, die sie an diesem Abend hörten, schien es, als ob sie sie bisher noch gar nicht recht gekannt hätten. Allen Glanz der Stimmen überstrahlte der Glanz des Orchesters, das der junge Kapellmeister, der da am Pulse stand, in unerhörter Weise mit sich riß, besetzte, bestiegte. Der Name Schuch ging alsbald in der ganzen Dresdener Musikwelt von Mund zu Mund, und besonders war es Ludwig Hartmann, der in der Presse, wie auch persönlich dem Intendanten, Grafen Blaten, gegenüber die Erwerbung dieser seltene Kraft für die Dresdener Oper dringend empfahl.

Aber, aber — er war ja noch so jung! Den für das altehrwürdige Dresdener Hoforchester, an dessen Spitze der gegenwärtige Julius Riez stand, engagieren? Als das Engagement wenige Monate später wirklich erfolgte, gab es ein allgemeines Schütteln des Kopfes, und Hartmann erzählt, wie Moriz Fürstenaum damals bedenklich die Frage an ihn richtete: „Ja, glauben Sie, Hartmann, daß ein bloßer Routinier unserer soliden Organisation wirklich nützen könnte?“ „Selbst“, „Routinier“ wurde nun der eigentliche Träger des Fortschrittes an der Dresdener Oper. Schritt für Schritt kämpfte er sich vorwärts. Feurig für seine Ideale streitend, verstand er doch auch wieder an passender Stelle sehr vorsichtig und diplomatisch zu sein. So hielt er sich; so ward er, als 1882 Franz Wöllner, der an Riezens Stelle getreten war, nach Köln ging, dessen Nachfolger. Seitdem war er Herr in seinem Reiche, und er ist es geblieben, bis er jetzt, von Krankheit zermürbt und doch nicht müde, die Augen geschlossen hat.

Das große Publikum pflegte Schuch immer in erster Linie als einen der hervorragendsten Wagnerdirigenten zu preisen; und es ist wahr, er konnte sich in dieser Hinsicht mit jedem messen. Der geistreiche Wilow, der, als er Schuch zum ersten Male Wagner dirigieren hörte, den bössartigen Wis gerissen hatte: „Nun weiß ich, wo Wagnern der Schuch drückt!“ — er hat sich später bekehrt, und Schuchs Meisterschaft als Wagnerdirigent rückhaltlos

anerkannt. Aber Schuch war weit davon entfernt, sich einseitig an Wagner zu verlieren, und als man ihm einmal die törichte Frage vorlegte: „Lieben Sie Mozart oder Wagner?“, da gab er prompt die einzig richtige Antwort: „Mozart und Wagner!“ Seiner Liebe zur italienischen Oper ist er all sein Leben lang treu geblieben, und die italienischen Künstler konnten sich gar nicht genug wundern, wenn sie in Dresden, im Herzen Deutschlands, einen solchen musikalischen „Italianissimo“ am Pulse fanden. Die Patrie verglich einmal dem mehrerwähnten Hartmann gegenüber die deutsche Melodie mit dem ruhigen Flusse der Elbe. Aber, so fuhr sie fort, Schuch, das ist ein „Antigermanist“: „Seine Gefühle sind so lebhaft, und so zart, wie in unserer italienischen Oper“. Allein auch damit ist Schuchs Wirkungskreis noch nicht umschrieben. Er war in Wahrheit ein Alleskünstler. Er ist es gewesen, der Richard Strauß auf der deutschen Bühne eingeführt, der zuerst sich des verwiddesten Gewebes seiner Opernpartituren Herr gezeigt hat; und es hat überhaupt in der musikalischen Bühnenkunst kaum etwas Neues gegeben, wofür Schuch sich nicht alsbald interessiert und eingeklebt hätte. Dabei verstand er sich zu konzentrieren: er war kein moderner Gastspieldirigent, er lehnte das Wandervirtuosentum, zu dem man ihn oft verlocken wollte, beharrlich ab. Er hatte seinen festen Kreis, in dessen Behausung er seine Lebensaufgabe erblickte, und so hat er das Goethewort bewahrt, daß ein jeder Kreis fruchtbar wird, wenn man ihn zu bebauen weiß.

Bilder vom sizilischen Erdbeben.

Wer von Catania aus mit der Eisenbahn oder auf der Landstraße nordwärts an der sizilianischen Küste entlang reist, durchfährt ein wahres Paradies: zur Rechten blaut das Ionische Meer, linker Hand überblickt das Auge eine Fülle blühender kleiner Dörfer und Flecken am Fuße des höchsten Vulkanes von Europa, des Aetna. Ein Erdstoß von wenigen Sekunden Dauer hat nun genügt, diese paradiesische Landschaft in ein tröstloses Trümmersfeld zu verwandeln und die unglücklichen Dorfbewohner unter den Trümmern ihrer Häuser zu begraben. Die Schilderungen der italienischen Zeitungsberichterstattung enthalten erschütternde Bilder aus dem Gebiete des sizilianischen Erdbebens. Bei Airciale erreicht man die Südgrenze des zerstörten Gebietes.

Bei Baccanassa, so erzählt einer der Berichtersteller, „sahen wir die ersten Anzeichen des Erdbebens: die Mauern, die die Landstraße einfassen, sind zerbröckelt; die Häuser liegen in Trümmern, kleine Bauernhäuser haben keine Dächer mehr, von anderen wieder ist nur noch ein Trümmerschaufel vorhanden, in dem sich ein stehengebliebener Türpfosten oder ein umverkehrt gebliebenes Möbelstück erhebt. Unser Blick fällt auf einen kleinen Zug Menschen, der sich uns nähert: es sind Soldaten mit einer Waise, auf der eine alte Frau mit blutigem Gesichte liegt. Sie ist schwer verletzt. Ein paar Dorfbewohner folgen ihr weinend: es sind die Verwandten der Sterbenden. Das Automobil muß jetzt Halt machen, denn es kommt eine ganze Reihe von Wagen aus Lincera. Sie tragen Matrasen, Kissen, Möbel und allerlei Hausgerät der armen Dorfbewohner; barfuß folgen ihnen Männer, Frauen, Mädchen und Kinder. Ihre Augen sind trocken, die haben keine Träne mehr. An anderen Stellen sitzen die geflohenen Dorfbewohner, die die Nacht im Freien zugebracht haben, am Rande des zerrissenen Weges, das Kinn auf die Arme gestützt; wenn einer von ihnen aufsteht, liest man in seinen Augen den furchtbaren Schrecken. Ab und zu kommen Züge von Soldaten, Genietruppen und Carabinieri, die zur Hilfeleistung entsandt sind, mit ihren traurigen Kasten zurück, und wenn man einen der Ueberlebenden, der dem Tode entronnen ist, befragt, erzählt er furchtbare Dinge aus Lincera, dem anscheinend am schlimmsten betroffenen Dorfe: über 500, so erzählen die Leute, beträgt die Anzahl der Opfer des Erdbebens in diesem einzigen Dorfe. Mit dem Automobil kann man bis Lincera selbst nicht vordringen, denn der Weg ist zerrissen und durch Trümmern versperrt. Die Zeitungsleute sind über die Trümmern geklettert und haben sich aus eigener Anschauung davon überzeugt, daß kaum ein Haus dem Verderben entgangen ist; der zerstörte Ort ist im verkleinerten Maße ein Wegensfüß zu dem zerstörten Messina, die Häuser bilden ein einziges Trümmersfeld, und zwischen den Trümmern liegen Haufen von Matrasen, auf denen Bauern und Bäuerinnen die Nacht im Freien verbracht haben. Junge Burschen aus der Bevölkerung, die unverletzt geblieben sind, helfen den Soldaten. Sie geben an, in welchen Häusern die Bewohner von den Trümmern verschüttet worden sind. — In Mangano hat einer der italienischen Zeitungsleute, der den nördlichen Teil des zerstörten Gebietes bereist hat, aus dem Munde einer Frau eine Schilderung des Erdbebens erhalten. Es handelt sich um die Witwe eines Eisenbahners, die gerade im Begriffe war, aus ihrem Hause zu gehen, als der Erdstoß kam. Sie wurde zu Boden geschleudert, raffte sich aber auf, um aus dem zusammenstürzenden Gebäude zu entfliehen, kam aber nicht weit genug, denn unmittelbar vor der Schwelle umschlossen die Trümmern des Gebäudes sie. Es schien ihr, so erzählte sie, als ob sie nicht auf festem Lande, sondern auf der wellenschlagenden Oberfläche des Meeres stände; während der Erschütterung vernahm sie ein furchtbares Dröhnen der Erde. Ihre beiden Söhne, die ebenfalls zu den Veretteten gehören,

— die Familie hat den Namen Nicolosi —, verdienen besonders hervorgehoben zu werden, denn ihre Entschlossenheit hat ein schweres Unheil verhütet: als der Erdstoß ihr Haus zerstörte, flohen sie nicht blindlings, sondern sie dachten sorglich daran, daß ein Eisenbahnzug in wenigen Minuten herankommen müsse. Das Ueberfahren der Strecke war außerordentlich gefährlich: so liefen sie dem Zuge entgegen und brachten ihn auch glücklich zum Halten, und dadurch ist wahrscheinlich eine Entgleisung des Zuges verhütet worden.

Die Landstraße, die sich ungefähr mit der Eisenbahn gleichlaufend, an der Küste entlang zieht, ist nach den Schilderungen der Berichterstatter stellenweise vollkommen versperrt, es sind nicht nur gewaltige Risse entstanden, sondern der Boden hat sich in großen Klumpen aufgetürmt. Die Bäume der Geretteten bahnten sich mit Mühe ihren Weg, und die Soldaten, die in langen Reihen hintereinander auf Bahren die toten Opfer davonzutragen, können manchmal kaum vorwärts kommen. An einzelnen Orten werden erschütternde Einzelheiten erzählt, so hat man unter den Trümmern eines Hauses in Bongiarbo zwei gelähmte Kinder in enger Umarmung mit ihrer Großmutter gefunden; der Vater dieser Kinder ist als einziger dieser Familie am Leben geblieben.

Der Oleander.

Der Oleander (*Nerium Oleander*), in manchen Gegenden Lorbeerrosenbaum genannt, der im Sommer unsere Gärten und Balkone, den Eingang zu den Villen und Landhäusern mit seinen rosigen, lieblich duftenden Blüten und dem saftigen Glanze seiner länglichen, immergrünen Blätter so herrlich schmückt, ist im Orient und im südlichen Europa heimisch, wo er an Wegen, feuchten Orten und Bachufern wächst. In ganz Kleinasien wuchert der Oleander an den Bächen und auf den Bergen, er begleitet den Lauf der Bäche und die Kieselbänke zu beiden Seiten oft stundenweit in langen, blühenden Reihen und erfüllt die Luft mit dem Mandelgeruch seiner Blüten. Ebenso schmückt er auch in Griechenland und Italien nicht bloß die Gärten, sondern ganze Landstriche. Die Gebirgsbäche der Sierra Morena in Spanien sind eingefast von rotblühenden Oleanderbüschen, und in den Wäldern Algeriens leuchten weithin die Blüten dichter Oleanderbüsche als Wahrzeichen von zeitweise wasserführenden Bächen. Bei uns wird er allgemein als eine der beliebtesten Zierpflanzen kultiviert, vom Frühjahr bis Herbst im Freien gepflegt, im Winter aber im Kalthaus oder im Keller aufbewahrt und vor dem Errieren geschützt. Er wächst in großen Kübeln zu einem schönen, baumartigen Strauch von 1½—3 Meter Höhe mit dreigabeligen Ästen heran. Die lederartigen, lanzettförmigen Blätter stehen zu dreien beisammen. Die Blüten bilden eine Schirmtraube. Sie sind tellerförmig mit fünfteiligem Saum und ändern durch die Kultur in der Farbe mannigfach ab, indem sie bald verschieden rot, bald weiß, bald einfach oder gefüllt sind. Der Strauch ist narfotisch, im heißen Klima soll sogar seine Ausdünstung schädlich wirken.

Die Anzucht junger Oleanderpflanzen ist nicht schwer. Am meisten geschieht dies durch Stecklinge im Wasser. Man bringt den abgeschnittenen Zweig in eine mit Wasser gefüllte Flasche, die man am besten an einer sonnigen Stelle des Gartens aufhängt. Sobald der Steckling Wurzel gezogen hat, wird er in einen Blumentopf mit guter Blumenerde gepflanzt. Da die Wasserstecklinge jung aber nicht gern blühen, so ist es besser, wenn man im April solche Zweige, welche wahrscheinlich blühen würden, in gute Erde steckt, sie rechtzeitig verpflanzt und allmählich an Luft und Sonne gewöhnt. Diese blühen meist schon im folgenden Sommer. Seme volle Schönheit erreicht der Oleander aber erst als große Kübelpflanze, die zurückzuschneiden ist, wenn sie zu hoch wird und nicht mehr gut blüht. Die Erde im Kübel muß lehmig und sehr kräftig sein. Desteres Verpflanzen ist nicht ratsam, da dadurch die Blüte verzögert oder verhindert wird. Deswegen muß man öfter flüssig düngen. Reichliches Begießen und ein warmer, sonniger Standort sind Haupterfordernisse zum Gedeihen und Blühen des Oleanders. Dies hat uns der lange, heiße Sommer von 1911 gezeigt, wo die Blütenpracht der Oleanderbäume so großartig und lange andauernd war wie selten. In kühlen Sommern blühen sie oft nur unter Glas. Im Winter können die Pflanzen ziemlich dunkel, jedoch nicht im nassen Keller stehen. Sobald sie aber im Frühjahr anfangen zu treiben, müssen sie an einen hellen Platz gestellt werden. Der Oleander wird sehr durch Schildläuse belästigt, welche sich aber leicht abtöten lassen. Eine Abwaschung des Stammes und der Äste mit einer Prozentigen Lösung von Eibisammlarboresinum im Winter und eine Bespritzung der Blätter im Frühjahr mit Schacht's Florenol ist sehr dienlich und hält die Pflanze gesund und frei von allem Ungeziefer. Um die Blüte zu beschleunigen, ist es gut, im Frühjahr und Frühsummer mit etwas angewärmtem Wasser zu gießen. Niemals aber sollte man das kalte Wasser direkt aus dem Brunnen oder der Wasserleitung zum Gießen benutzen; besser ist es, kochendes Wasser oder Wasser, das längere Zeit in der warmen Sonne gestanden hat, zu verwenden. Darin kann man auch künstlichen Dünger in mäßiger Menge vorsichtig auflösen, oder Hornspäne in solchem Wasser längere Zeit einweichen.

Zu den Verwandten des Oleanders gehört das Immergrün (*Vincetoxicum*), ein liebliches Pflänzchen, das als Sinnbild der Freundschaft gilt und in lichten Wäldern und Gebüsch wächst, aber auch in verschiedenen Abarten als Zierpflanze gezogen wird.

Vermischtes.

Die Hauptzeit, die von den Liebhabern eines delikaten Kabeljauragouts längst herbeigesehnt war, ist herangekommen. So wie es eine Pasternaksaison gibt, wie der Kenner gewisse Gemüse zu bestimmter Zeit bevorzugt und wie manches Geflügel in dem einen oder anderen Monat besonders geschätzt wird, gibt es auch für den schmackhaften und nahrhaften Seefisch eine Periode, in der er als „Delikatesse der Saison“ begehrter wird, nur daß diese Saison, die gleich nach Ostern beginnt, während des ganzen Sommers andauert. Nicht wenn der Fisch am seltensten, sondern wenn er am besten ist, blüht seine große Zeit, und auch insofern unterscheidet er sich von den vielgerühmten Gemüsmitteln, denn nur eine Art Eintagsdasein beschieden ist, als der Gammelfisch, den er gewährt, mit ganz bescheidenen Mitteln erkaufte werden kann. Die vorzüglichsten Fische schenkt uns die Mutter Natur in unerhöplicher Menge gerade im Sommer: den an Eiweißstoffen so reichen Köhler oder Seelachs, den in schneeiger Weiße und Zartheit schimmernden Lengfisch, den kraftvollen Kabeljau und den kaum über Forellengröße sich hinauswagenden Merlan. Im Sommer ist diesen Fischen der Tisch der Natur am vollkommensten gedeckt, und sie sprechen ihm so freudig zu, daß sie sich in besonders gutem Ernährungszustand befinden. Es ist dem unablässigen Bemühen unserer Behörden und unseres Fischhandels gelungen, auch dann, wenn die Sonne es gar zu gut mit uns meint, die delikaten Meeresbewohner von Hamburg, Cuxhaven und den anderen Küstenplätzen in vollkräftiger Güte bis nach dem südlichsten Deutschland zu schaffen. Und daß sich auch der kleine Mann, der Wert auf einweißhaltige, kräftige und gutbelohnliche Kost legt, für wenige Pfennige diese „Delikatesse der Saison“ leisten kann, bildet gewiß nicht den geringsten Vorzug des sommerlichen Seefisches.

In der Annoncenerpeditio n-Beamter (zu dem vor dem Schalter wartenden Publikum): „Ist die Dame noch hier, die soeben die Heiratsannonce unter Marie aufgegeben hat?“ Fräulein: „Ja hin's.“ „Nein, da muß noch eine andere sein: Das Fräulein mit dem angenehmen Neukern!“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Vorbildliches Kaufmannsdeutsch. Vorbildliches Kaufmannsdeutsch bringt der Bericht der Zuckerraffinerie Tangermünde, wie die Zeitschrift des Sprachvereins kürzlich berichten konnte. Man hat uns früher wieder und wieder versichert, daß das kaufmännische Leben ohne einen ganzen Satz voll fremder und den meisten Nichtkaufleuten unverständlicher Wörter gar nicht auskommen könne. Aber wie schon andere große Werke das Gegenteil schlagend bewiesen haben, so zeigt jetzt auch die Zuckerraffinerie Tangermünde, daß ein kaufmännisches Schriftstück durchaus gemeinverständlich gehalten werden kann. Ein Nachteil ist das ganz gewiß nicht. Jedermann versteht, was mit der „Vermögensaufstellung am 15. September 1912“ gemeint ist. Links stehen die „Bestände“, rechts die „Verpflichtungen“. Nicht minder deutlich ist die „Gewinn- und Verlustrechnung am 15. September 1912.“ Links steht das „Soll“, rechts das „Haben“. Alle einzelnen Angaben sind gleich verständlich: Abgang, Abschreibung, Zugang, Wertpapiere, Dinterlegungen, Anteile, Bankguthaben, gesetzliche Rücklage, Arbeiter-Pflichtschah, Beamten-Pflichtschah, Anlage, Fügung, Vorschüssen, Rückstellung, Zinscheine, Gewinn aus Vertriebsdienst. Ob wohl wirklich jemand z. B. Reservefonds, Depositionkonto, Amortisation, Pflichtfonds, Diverses, Altwaa und Passiva vermisst oder für deutlicher und für allgemeinverständlicher hält? — Nicht zu ihrem Vorteil scheidet davon die kurze Bemerkung der Deutschen Treuhänd-Gesellschaft ab, die die „vorstehende Bilanz . . . per 15. September 1912“ geprüft hat und die Richtigkeit bestätigt.

Charade.

Das Erste ist gewebt so fein,
Es läßt hindurch des Lächels Schiem.
Und bei des Freundes höchem Tode
Trägt du's zur Schau — so will's die Mode.

Mein Zweites such' im Schwabenland,
Vein Redarfluß am linken Strand.
Tuch in Italien strahlt das Ganze
In Schönheit und im Ruhmesglanze.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Gräfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual. Schiller.